Umfang acht Seiten **Einzelbezug 40 Pfennig**

DER STURM

WOCHENSCHRIFT FÜR KULTUR UND DIE KÜNSTE

Redaktion und Verlag Berlin W 9 / Potsdamer Straße 134 a	Herausgeber und Schriftleiter HERWARTH WALDEN	Ausstellungsräume Berlin W / Königin Augustastr. 51

DRITTER JAHRGANG — BERLIN JANUAR 1913 — NUMMER 142/143



G. Münter: **Neujahrswunsch / Originalholzschnitt**

Ein krasser Fall von Soldatenmisshandlung

Von Albert Ehrenstein

In seinem Sputum hat man Kometen gefunden. Er starb an Lungensternen, jenen winzigen und scheinbar so harmlosen Mikroorganismen, die wir Planeten nennen. Was hatte diese gräßliche Erkrankung herauigerufen? Wahrhaftig, ich schäme mich, es auszusprechen: Rassenhaß!

Draußen spazieren die zarten Frühlingsdamen und ich kann ihnen nicht nahen. Unablässig sehen meine Augen jenes tragische Ereignis vor sich. Und so ist es mir beinahe lieb, daß von mehreren Seiten an mich herangetreten wurde, einige Details der Affäre der Offentlichkeit preiszugeben. Da der Zweck ein löblicher, ja patriotischer ist, will ich, obgleich das Ansinnen fast eine Frechheit war, weil kein anderer den Fall auch nur mit den Fingern berühren mag, die Sache auf mich nehmen und in den Schlund springen . . .

Reginald Mammuthbaum mußte endlich Rücksichten dem Vaterlande gegenüber platzgreifen lassen. Snob schon der Abstammung nach, wählte er das exklusivste Regiment. Früher war die Sache lebenslänglich und die Anführer dachten: „Was heute nicht geschieht, geschieht morgen." Seitdem man aber diese detestable tausendjährige Dienstzeit eingeführt hat, eilt den Vorgesetzten die Ausbildung und die Lage der Rekruten ist eine sehr prekäre. Gar die Mammuthbaums haben nichts Gutes. Nun, vorerst wurde das Usuelle gegen den Eingringling angewendet. Jahrzehntelang Gelenksübungen im Chaos, Kanonenschultern, Kniebeugen, Bauchwellen, Eilmärsche, man stelle sich vor: mitten im bittersten Universum!

Das Terrain ist kupiert, gibt man einen Moment nicht Acht, auf ja und nein hat man sich einen giftigen Stern eingetreten und wird ihn nie wieder los. Und die Gefühle! Riesenzecken sind nichts dagegen . . . Sterne aber, vor denen hatte Sidonie, Reginalds Mutter, großen Respekt. Sie sagte stets: „Kinder, wenn ihr die Welt aufeßt, immer hübsch die Sterne ausspucken."

Wie man weiß, gibt es viererlei Sorten von Sternen. Ihr Wohlgeschmack und Nährwert ist ihrer Größe gerade proportional. Erst das reifere Alter und zwar nur der geschlechtlich quieszierten Exemplare verbürgt bei den Siderozoën die Genießbarkeit. Jugendliche oder gar infantile Individuen sind als unbekömmlich, unter Umständen sogar als giftig zu bezeichnen. Im übrigen ist ihr Wachstum wie das unsere an Nahrungsaufnahme gebunden, nur sind sie hierbei ganz auf schwächere, jüngere Artgenossen beschränkt. Geselligkeitstrieb, was dasselbe wäre: Erotik, d. h. Hunger läßt Kometen größeren Kometen verfallen. Das größere Gewicht hemmt die Flüchtigkeit der neuentstandenen Organismen, die man Satelliten nennt, und sie erliegen der anziehenden Kraft der Planeten und werden von ihnen schließlich einverleibt. All das nichts als Etappen der Sonnenbildung, Stationen auf dem Wege zum ausgewachsenen Fixsterne. Nur die Sonnen lassen sich leicht fangen, da sie nicht liebe-durstig umherirren wie die Jungen, sondern sexuell gesättigt und widerkäuend ruhig an einem Ort verharren, bis die Luftfischer unseres Kaiserreiches Mirabilien kommen und nach ihnen sehen. Dann sprechen wir das Tischgebet und streichen uns die nahrhaften Körner wie Fischroggen aufs Brot . . . In geringer Quantität sind sie ganz unschädlich, in großen Mengen hingegen rufen sie Cholera hervor . . . Ich für meine Person vertrage ziemlich viel. Sterne, in Essig eingemacht, munden mir wenigstens bedeutend besser als Schwammerln. Die eßbaren Altersstufen selbstredend. Und auch die darf nur verzehren, wer einen heilen Mund besitzt. Sogar unzubereitet schmecken die kleinen, gustiösen Flammenbälle sehr pikant. Freilich: die Mitglieder des Tierschutzvereins schlagen Lärm, wenn man die armen Tierchen roh, bei lebendem Leib schnabuliert. Und die Vegetarier gar erblicken im Sternkonsum, in der Vereinigung mit niedrigstehenden Geschöpfen Sodomie . . . Aber — Verzeihung dem Ausdruck — wer wird sich um die alten Weiber kümmern.

Was unsern R. M. anlangt, so haben ihn derartige Anwürfe nie treffen können, seiner Mama ängstlich-nasale Laute: „Reggie! Paß auf, daß du keine Planetoiden schluckst!" hielten den Feigling ab, sich eine gewisse Fertigkeit im Sternschlucken anzueignen. Wahrscheinlich glaubte die würdige Dame, wie so manche Laien, diese Pfefferkugeln seien den Nieren unerwünscht. Vielleicht war auch in ihren famosen Speisegesetzen dieses Nahrungsmittel verboten und ein Rest von Antipathie zurückgeblieben. Ich weiß es nicht.

Des schlappen Kerls reglementswidrige Furcht vor den Himmelsinfusorien wurde irgendwie notorisch. Und die Offiziere wollten einen derartigen Temperenzler nicht im Korps dulden. Niemand wird ihnen das weiter verübeln. Nur die Art und Weise, wie sie ihn abreagierten, war schon mehr als unkollegial.

Unter dem Beistande des logischerweise gesinnungsverwandten Koches, der das fatale Nahrungsmittel schlecht passierte, im Zeichen eines symbolischen Termines, wurde von den Aufrechten Mirabiliens die übelriechend-zertretene Minderheit und Varietät in Mammuthbaum vernichtet.

In der Ehrenstunde unseres Repräsentanten, der 5% Jehovaleute und 95% Andersgeartete zu vertreten hat, dessen Selbsterhaltungstrieb also mit einiger Notwendigkeit für die verschwindende Minorität weniger übrig haben muß als für die dominierende Masse seiner Stammesgefährten: an Kaisers Geburtstag machte man Reginald trunken.

In diesem Zustande fand er ein säuerliches Gelee, eine verhängnisvolle Sternsauce, sehr plausibel. Der Unglückliche litt an chronischem Rachenkatarrh. Die verschiedenen Sonnensysteme taten ihm nicht wohl und ein Satellit, ein verdammter kleiner Mond, blieb ihm in der Kehle stecken. In dem törichten Bestreben, dem Mammuthbaum durch plötzlichen Schreck das Schlucken zu erleichtern, nannten die Offiziere den Namen der Speise.

An wunden Stellen mochte es schon früher im Rachen nicht gefehlt haben, heftiges Würgen vergrößerte sie, und ließ die seltenen Gäste in die Butbahnen eintreten, wo sie erfahrungsgemäß giftig wirken. Namentlich wenn Trunkenheit ihre Virulanz steigert. Zu spät holte man mich. Ich legte mein Ohr an Reginalds Thorax. Wenn Bazillen in Unsereinen einmarschieren, singen sie zuerst ihre Volkshymne. Es ist ja ein Triumph für sie. Und auch diese hier produzierten sich in Mammuthbaum: bei ihren Atembewegungen und Umschwüngen summten die Sterne in ihm — ihm und sich die Sterbegesänge.

Die Krankheit dauerte relativ lang. Spät erst traten die Vorboten der Agonie auf: er erzählte ein Gleichnis, einen Witz zwei- oder dreimal ein und demselben Zuhörer. In normalen Fällen pflegen wir ein Individuum, das so weit ist, zu erschießen, da es um so erinnerungslos-greise Hirne nicht schade ist und wir Gesunden unter zu oft wiederholten Leitmotiven wimmern. Man muß es demnach als ein Zeichen von Schuldbewußtsein auffassen, daß man ihn über diese Grenze hinaus zu erhalten befahl. Und die nach seinem Tode herausgekommene gesetzliche Verfügung, laut der Gestirne von nun ab nur auf ärztliche Anweisung ausgefolgt werden dürfen, läßt sich ebenfalls nicht anders deuten.

Ich ahne es tief: man wird dieser scheinbaren Anklage wegen mich, den in vielen Feldzügen dekorierten Stabschirurgen, mit Demokraten, Anarchisten oder gar Judäophilen in einen Topf werfen wollen. Das Gefühl der Pflichterfüllung wird mich über alle Anwürfe hinausheben.

Es gibt nur zwei Wege. Entweder erläßt man wieder den Kultusgemeinden die Blutsteuer. Abgesehen von der erziehlichen Wirkung, welche die komische Körperhaltung der semitischen Soldaten auf die restliche Mannschaft ausübt, verliert man damit ein großes Quantum Kanonenfutter . . . Oder aber, und dazu möchte ich einraten: man verbiete den jüdischen Trilliardären, wenn sie schon Adels halber wohltätig sein wollen, das Gründen von Krankenhäusern für Konnationale. Man stelle nichtarischen Schriftstellern vorläufig den Betrieb ein. Man drohe Bibliotheksbenützern aus den Kreisen der Uebelnasigen mit der Todesstrafe! Aus dem allgemeinen Entsetzen entnehme ich so etwas wie Unverständnis. Faßlicher zu sprechen: Siechenhäuser ins Leben rufen, heißt die Folge bekämpfen, wo sich mit geringerem Aufwande die Ursache entfernen ließe: einfach durch Kreierung von Sportplätzen für die Patriarchenstämmlinge.

Die Regierung wird anfänglich meinem Projekte mit Mißtrauen begegnen. Wenn die Zionisten des Universums die für sie charakteristischen Gesten und Körperlinien verlieren, muß das Ministerium befürchten, bei den Wahlen die Stimmen der Satiriker billiger Wirkungen, die Stimmen der Karikaturisten tiefstehender Rassen einzubüßen.

Dem gegenüber fällt ins Gewicht: es ist wahrscheinlich, daß wir zu groß sind, um von den Sternen und etwaigen schmarotzenden Bewohnern derselben gesehen und verstanden werden zu können. Dieses darf uns aber nicht abhalten, dies entbindet uns nicht der Pflicht, uns vor diesen immerhin denkbaren Zuschauern anständig zu benehmen, unsere Tugenden vor ihnen zu entfalten und unsere Stellung als einzig-echte Bekenner wahrhaft humanen Christentums im Weltall von neuem zu kräftigen.

Ich verbitte es mir, in meinem Exposé eine Beschuldigung erblicken zu wollen. Ich bin überzeugt, daß der größere Teil unseres Offizierkorps der Art der Mißhandlung jenes Freiwilligen innerlich ganz verständnislos gegenüber gestanden ist.

Unterdrückte Klassen sind eben immer an sich lächerlich und man steinigt, man reagiert auf diese Lächerlichkeiten absichtslos, rein instinktiv. Unerlaubt ist es bloß, unterdrückte Völker in einem Grade zu demütigen, der dem eigenen Land abträglich ist. Diese Möglichkeit liegt vor, deswegen erhebe ich meine Stimme.

Mit den Gesetzen der Biologie nicht Vertraute werden behaupten, ich übertreibe. Das ist unwahr, jedes Wesen weicht gern seinen Peinigern aus. Und so liegt gegenwärtig bei den Stammesgenossen Reginalds ein den Rekrutierungen unbekömmlicher Wille zur Degeneration vor. Ihre Füße besitzen bereits keine Trittfläche mehr, nach der gewiß authentischen Klageschrift der Hutmachergenossenschaft weisen ihre Lockenköpfe sonst nur bei Säuglingen übliche Dimensionen auf. Sie wollen ihren Angreifern die ausgesucht kleinste Zielscheibe darbieten, sie verflüchtigen sich, sie schrumpfen ein, sie ducken sich unter das Militärmaß.

Gruss

Wen ich, mich beugend, ehre, hasse ich.
Denn grüße ich das Nicht-ich, sterbe ich.
Knirschend zu sehen eine Welt, die nie
zu mir wird,
nie
an mir zerbirst!
O, nur im Traume ringe ich sie tot.
Und ewig wachsend saust ob mir das Schwert
des Grußes, Tod, das Nicht-ich, bis ich es.
Sieger auf Leichen thronen?! Ich nicht, Weg-
wurf fall ich, meine Tage, ach, zermalmt
sind Haufen eines Siegers, dessen Nahn
röchelnd zu ahnen Atem in mich stieß.

Albert Ehrenstein

Rimbaud

Schwingt urschwarzer Roch dem Land entbogen,
stürmt die Erde Sonnendunkel,
ist er bald im Tod erzogen,
Sternziel, Gral im Weltforunkel.

Albert Ehrenstein

Hildebrandslied

Von Albert Ehrenstein

Es wird berichtet, daß eine Stimme sprach gegen Iskandar Zualkarnain und ihm befahl, seine Lenden zum Tode zu gürten und dem letzten Kampfe entgegenzureiten. Und da er auf seinen Reisen alle Gegenden und Menschen genossen hatte, sagte er vor sich hin: „O, blinder Sklave des Geschickes, wohlan, freue dich endlich, denn nun wirst du erfahren, was nach diesem kleinen Leben sein wird.“ Also haderte er nicht mit jener Stimme des letzten Befehls, sondern gebot seinen Sklaven, ihm seine zwei Hörner wie zu einem Feste zu putzen und nachdem er noch vorsichtshalber einen ganzen Wildesel verzehrt hatte, bestieg er ein Eilkamel, um nicht zu säumen und so zu beleidigen den Ruf des ehrwürdigen Todes. Aber seine Dichter, die Nachtigalleulen, begannen auf eine schöne Weise zu klagen und versuchten, sein gleichgültig schauendes Herz mit ihren gelinden Traurigkeiten zu erfüllen und den der neuen Sache Beflissenen wieder an die knappen Habseligkeiten des Lebens zu binden. Das Eilkamel jedoch in seiner Weisheit erinnerte sich verzehrter Dattelkerne und indem es den Dichtern den warmen Mist des Lebens ließ für die rauhen Nächte der Zukunft, verschwand er mit dem König der Zeit im Walde. Er aber sprach zu seinem Barte: „Nicht begreife ich die sachte Trauer der Gefährten meines Atemholens. Wenn ich ihnen entgleite, so können sie mich doch zurückhalten in den Bogen und Windungen ihrer schlangengleichen Gedichte. Ich aber habe es schwerer als diese Gezähmten: ich muß etwas tun. Nun habe ich einen ganzen Wildesel gegessen, denn es ist nicht gut, dem Tod angstvoll und mit einem hungernden Magen gegenüberzutreten. Sollte er mir nicht gefallen, so kann ich ihm wenigstens einiges ins Gesicht rülpsen, wie es sich für einen Herrn gebührt. Doch noch sehe ich hier niemanden, der mich töten könnte.“ Indem er also seinen Unwillen auf den Tod warten zu müssen, ärgerlich kundgab, erschien auf dem Wege ein weiser Wildkater und klärte ihn sexuell auf: „Nicht dies ist der Weg zum Tode, o König Zweihorn, du könntest allerdings, wenn du schneller ans Ziel gelangen willst, gegen die Bäume reiten. Aber du reite lieber diese zwei Wälder hier seitwärts durch und wenn du an der letzten Lichtung meine Frau sehen wirst, so sage ihr, daß ich sie noch heute besuchen werde.“ Da dankte der König dem liebenswürdigen Kater und als er einen halben Kamelritt weiter wirklich die Katze erblickte, grüßte er sie höflich und richtete seine Botschaft aus. Dafür belehrte ihn die Wildkatze freundlich über die nahe Möglichkeit eines annehmbaren Todes — nur eine Parasange weit!

„Und als er sich über diese Strecke hinweggesetzt hatte, traf er richtig dort einen Mann, an Stärke gleich einem ausgewachsenen Löwen. „Nächstens lasse mich nicht so lange warten“ brüllte der Mann. „Ich bin dein Vater Rustan und da ich dich ins Leben gepflanzt habe, schickt es sich auch, daß ich dich töte.“ Begann auch sogleich dem unpünktlichen Sohne die Hörner aus dem Kopfe zu drehen und Iskandar Zualkarnain ehrte den Vater, getreu dem Gesetze des Propheten. Er wagte es nicht, diesen Tod am Barte zu zupfen, noch auch ihm den vorbereitenten Esel ins Gesicht zu rülpsen. So benommen war er von den Schmerzen des Lebens.

Die Filmlöwen sind los

Von Albert Ehrenstein

Frau von Berre — alabasterbleich glitzern ihre Hände als hätte sie sie soeben mit echter Dschelaleddin Rumiseife gewaschen und sie dann einer Manicure à la Mucius Scävola unterzogen — diese holdreizende Frau von Berre besitzt smarterweise einen mondänen Wintergarten, dessen Hauptattraktion ein Löwenkäfig ist, der in der einen Abteilung einen alten, gewaltigen Mähnenlöwen, im Damencoupé zwei ebenso rastlos auf und ab rasende Löwinnen beherbergt.

Wenn eine Dame Löwen im Käfig hält, ist das weder grausam noch pervers — es deutet dies eben eine andere Art und Sinnlichkeit an, als wenn sie einen Kanarienvogel besäße. Frau von Berre scheint mir so recht das filmeske Gegenstück der Ibsenschen Frau vom Meere. Man glaubt, ein Film könne keine so tiefe Symbolik in sich schließen? Es kommt nur darauf an, daß ihn jemand sieht, der das nötige Quantum Mystik hineinlegen kann.

Der Löwenwärter hört auf den treuherzigen Namen Franz, aber er ist ein hinterhältiger Schurke, ein Apache der Apachen, würdig der Ehrenmitgliedschaft jeder Maffia. Er quält und peinigt aus seiner Sicherheit heraus den ihm anvertrauten Löwen, prügelt den Wehrlosen, der hinter dem Gitter nur fauchen kann wie eine Wildkatze. Und doch ist es gefährlich, sich den Zorn dieses Löwen zuzuziehen. Man kann das furchtbare, totdrohende Aussehen dieses Ungeheuers nicht besser schildern, als indem man jene Keilinschriften zitiert, auf denen die Marduk-iddin-ahi, Tukulti-ninib, Samsi-ramman sich und ihr großkönigliches Wild besangen. Wir danken einem unserer namhaftesten Assyrologen, Professor Dr. Paul Scheerbart, diese Ausgrabungen im Tempel von Iharsagkurkurra, deren geradezu phantastische Ergebnisse wohl noch allen in Erinnerung sind. Auf einer dieser Tontafeln verherrlicht der Patisi des Assur, der große Dichter Nil-mirari den Herrn der Wüste folgendermaßen:

„Wenn er vom Lager aufsteht, legt er sich nicht nieder;
Er geht aus mit Gebrüll,
Sein Donner tötet die Nacht,
Sein Auge ist Blut, Mord seine Mähne.
Giftig sind die Stacheln seines Schweifes.
Wo ist der Held, der ihm die Klauen seiner Pranken beschnitte?
Wer nach dem Tode hungert, mag ihm nahen.“

Einen besseren Löwen sich zum Feinde zu wählen, heißt den Tod am Barte zupfen, bis der die „Es ist erreicht“-Fasson annimmt. Was trieb den Strolch Franz zur Löwenquälerei?

Metaphysische Zusammenhänge tun sich auf, leiden Franz und der Löwe an akuter Metempsychose? Die Frage ist zu bejahen. Obgleich der gefangene Leu seinem Aussehen, seiner Varietät nach nur aus dem Maweralnaher, dem turkestanischen Zwischenstromland, stammen kann, heißt er nicht Abdullah Khan, sondern wie jener berühmte Sklavenführer: Spartacus! Ahnt man tiefste Verschlingungen? Es schnitzlert. War Franz einmal der Herr und Peiniger des Sklaven Spartacus, bis sich der Gequälte blutig an dem Tyrannen rächte? Versucht Franz jetzt dem Löwen seinen früheren Tod heimzuzahlen?

Jedenfalls wird der menschliche Quälgeist in seinem viehischen Beginnen gestört, mitten in einer Geißelung des Löwen überrascht ihn die entrüstete Herrin und knallt dem Wärter eins mit der Peitsche ins Gesicht, enläßt den Wutschnaubenden.

Soirée bei der Frau von Berre. Wir sehen, mit welch unvergleichlicher Eleganz Sieur de Morbihan dem Grafen Pallawatsch die Rechte reicht und wie dieser wieder dem Modedichter Salomon Erdgeruch, dessen Dasein ein Enjambement ist, eisig die keusche Hand umkrampft. So ist das Leben . . . Dann führt die Wirtin ihre Gäste zu den Löwenkäfigen, und die ganze Gesellschaft entfernt sich wieder — der Arie einer Amateursängerin entgegen. Aber man hat die Rechnung ohne den Franz gemacht. Der schleicht sich ins Haus und läßt die Löwen frei.

Und nun verdichten sich die Spannungen, erreichen ihre Höhepunkte — eine kondensierte Gewitteratmosphäre legt sich keuchend über die Dinge . . .

In einem reichen Kinderbett sitzt das junge Töchterchen der Frau von Berre, ein kleines, herziges Ipünktchen, und betet innig bis achtzig . . . Die Löwen sind los und dringen ins Gesellschaftszimmer, in einen Salon Louis XVII. Atembeklemmende Flucht.

Aber der Löwe ist nicht mehr der König, höchstens eine Vizekönig der Tiere, ein Präsident der Tiere. Durch ihre zahllosen Erfindungen ist es den Menschen gelungen, die Tiere vollkommen zu entwerten, viele Rassen sind vor Gram über diese Entehrung ausgestorben, andere, selbstmordfernere durch die Menschen gewaltsam von der Erdoberfläche verdrängt worden. Es ist weit gekommen mit den Tieren. Die Löwinnen, diese feigen Hündinnen werden von einem Weibe in ihren Pferch gejagt, das innig bis achtzig betende Kindchen wird jählings gerettet. Aber auch dem Löwen, dem gewaltigen Abdullah Khan Spartacus geht es im Zeitalter der Suffragetten nicht gut. Den Frauen sind heute bereits Revolver gewachsen: ein Weib brennt dem männlichsten Tiere ein Loch, nein Löcher in den Pelz. Allerdings nicht, ohne daß zuvor Gott eine Gelegenheit zu einer

gerechten Strafe gegeben wurde. Spartacus apportiert den ungetreuen Franz und entseelt den Leichnam des Rachsüchtigen: pro domo et mundo. Ein, für mein Gefühl, herzergreifender Ausgang...

Der Ritter Rococo

Der Ritter Rococo
ritt auf seinem Pferde
weit weg von seiner Burg,
Der schönen, die da hieß Reim auf „erde".
Weit weg von seinem Weib,
der schönen, die da hieß Reim auf „urg".
Als Rococo von seinen Buhurten
kam, da winkte nicht sein Weib
vom Söller mit dem weißen
Seidentuche, der alte Reim auf „urten",
so hieß der graue Knappe,
kam nicht entgegen, wie geheißen,
bis zur dürren Föhre. Rappe,
das Roß, zog scheu den Weg
zur Burg, der bleichen, todesstillen.
Der Ritter dann sprang ab
und eilte rufend seiner Fraue
Namen seiner Säle Geheg
durch, durch Todesstillen.
Und an der kahlen Mauer ab
eine Spinne sich Verhaue
machte, ganz dem Ort gemäß,
und das allein der Ritter sah.
Und wieder eilte hin und her,
der Ritter Rococo,
schon nicht mehr klagend, seinem Sinn gemäß,
doch Tränenspuren viel man sah,
wo sein rüstungswunder Fuß
sorgend eilte hin und her.
Doch endlich als zum erstenmal
ins Schlafgemach des Ritters Fuß
trat, lag so bleich und kalt und kuhl
wie Marmorstein die Frau im Pfuhl.
Und bald lag bleich und kalt und kuhl,
so sanft umschlungen mit der Frau,
der Ritter Rococo.

Albert Ehrenstein (1902)

Spruch

Solang du noch Knabe bist,
lieb es zu wandeln im Sturme,
ein leichtes Lächeln pfeife
allen den Winden.
Und wenn dann,
in immer anderen Orkanen
das Leben kommt,
siehe, dann wuchs es dich längst
schlank und fest.

Albert Ehrenstein (1904)

Herbst

Schon sind meine Haare weiß:
aus der Höhe
fällt die Zeit
in Tropfen mir
auf meine Stirn,
von unten kommt
die Ewigkeit:
schläft der Fuß,
starrt zu Eis,
aufwärts, bis der Tod im Greis
Zeit vermählt
und Ewigkeit.

Albert Ehrenstein

Frühes Leid

Von Albert Ehrenstein

Ich war kein Tierfreund, eher vielleicht ein tyrannischer Beobachter der Tiere. Seit jeher reizte es mich, diesen schwachen Wesen zuzusehen, mitzuspielen, Herrschaft über sie auszuüben, da ich die Menschen nicht knechten konnte. Ich ging ja in die Schule, war Sklave von Rohrstäben, Katalogen, Klassenbüchern und Zensurzetteln. Und daheim saßen grausame Zieheltern, die meine Abneigung gegen das Leben nährten, indem sie mich stets zum Essen zwangen, zur Strafe mit den widerwärtigsten Speisen traktierten, wenn ich den grammatikalischen Kram nicht wissenswert fand. Die Existenz von Schulbüchern war doch eine Gnade meinerseits? Nein! man begnügte sich unbescheidenerweise nicht damit, daß ich das Vorhandensein derartiger Materien hypothetisch annahm, gelten ließ, ich sollte sie empfangen, die Bücher sollten in mich übergehen und ich Buch werden. Passte mir diese Besessenheit nicht, reagierte ich auf solche Vernichtung meines Ichs sauer oder, was meistens geschah: ließ ich mich auf derlei Provokationen überhaupt nicht ein, sah man in meinem Vorgehen alles eher denn Selbstbewahrung. Meine früh erwachte Aversion dagegen, Gedichte anderer Schriftsteller auswendig zu lernen, von mathematischen Formeln koitiert zu werden, diese eminent männliche Eigenschaft hieß auf einmal Faulheit und man entleerte über mich ein Füllhorn von Strafen.

Ich besaß eine kleine Kaninchenzucht. Gab ich mich mit Hühnern und Tauben ab, fesselten den Verwachsenen, der für seine Person Raufereien scheute und mied, die schonungslosen Kämpfe zwischen rivalisierenden Hähnen oder Taubern. Blutliebe war es, Freude an diesen ebenso formstrengen als gefühlsheißen Duellen, die erbittert und unerbittlich bis zur Entscheidung ausgetragen wurden. Bei meiner Zucht, bei meinem Kult von übrigens unfreiwilligen Mitgliedern der Friedensgesellschaft, den pazifizistisch angehauchten Kaninchen gegenüber hatte ich lautere Motive. Ich ergötzte mich an rein vegetativen Prozessen, freute mich, wie die jungen Tierchen schnupperten und dann mit langen Froschsprüngen herbeieilten, um mir die Kohlblätter aus der Hand zu fressen. Aber Kohl — der kostete Geld, ein paar Pfennige täglich, und die Fütterung und Wartung fraß Zeit, die ich nach Ansicht meiner Pflegeeltern besser an das Studium gewendet hatte. Ihr ewiges: „Hugo, lerne!" scholl an mir vorbei, ich betrachtete die unregelmäßigen Zeitwörter als Verbalinjurien und wußte mir etwas Besseres, als Verben reiten, konjugieren: Kaninchen. Die waren mein Trost, halfen mir mit ihren Farben und Bewegungen über schlechten Ausfall der Schularbeiten und Mittagmahle hinweg. Bekam ich zu Weihnachten eine üble Zensur und wurde demgemäß statt jeden anderen Geschenkes strafweise täglich diejenige Speise aufgeführt, die ich am stärksten haßte: Sauerkraut — und noch dazu in angebranntem Zustande — flüchtete ich nach Tisch zu den Kaninchen. Und siehe da! es gab Wesen, denen die Verabreichung dieses Giftes, die Ausspeisung mit Krautblättern Glücksaugenblicke schuf, Wesen, die mir, dem göttergleichen Spender, durch ihr zufrieden-geräuschvolles Mahl zu einigem Selbstgefühle verhalfen und nicht genug daran: sozusagen durch die Vernichtung eines Teiles des Sauerkrautbestandes der Welt mir dankbar einen großen Dienst erwiesen.

Es kam eine Zeit, wo ich mein Reich nicht verteidigen konnte und die Bacillen drangen ein. Mit den Bacillen meine ich nicht etwa die Erreger der Windpocken. Die machten sich nicht so breit, mit denen wurde ich leicht fertig und wenn ich dennoch mich schwach zu fühlen vorgab, nicht aufstehen wollte, so lag das an dem: ich hatte wenig Lust, ins äußere Leben zurückzukehren, in die Schule, diesen Garten voll bitterer Kräuter, die — o bodenlose Verruchtheit — obendrein botanisch-lateinische Namen trugen! Das Kranksein bedeutete für mich sorgsame Pflege, Ruhe und Waffenstillstand und ich kann sagen, ich machte häufig von Halsentzündungen Gebrauch. Wenn das Fieber geschwunden war, sagte man wohl: „Liegend lesen schadet den Augen", aber ich durfte eine Weile Lektüre treiben, was mir sonst — schlechter Zeugnisse halber — verwehrt war. Der Arzt ließ mich gerne liegen, er verordnete sogar zur Behebung der allgemeinen Schwäche kräftigende und wohlschmeckend von mir bejahte Gerichte, vor allem Weißfleisch. Doch für die Wirtschaft, für das Staubabwischen und Aufräumen bedeutete mein Kränkelnwollen, mein Zärtlichkeitsbedürfnis Hemmung und Ueberarbeit. Weißfleisch? Wozu Hühner kaufen, wenn herrliche Kaninchen im Hause waren, Kaninchen überdies, die, wenn man sie dem eigensinnigen Knaben ins Bett geben mußte, sich unsauber betrugen. Sonst zwar wurden Kaninchen nicht gegessen, aus Ekel . . . aber ein wehrlos in der Genesung begriffenes Kind aus der Geborgenheit, aus dem sicheren Bett zu scheuchen, dazu war kein Mittel schlecht genug. Thyestes nährte sich vom Fleisch der eigenen Kinder. Atreus hat ihn damit brüderlich bewirtet. Das ist noch gar nichts. Denn Thyest war ahnungslos, wußte nicht, wovon er zehrte, wußte nicht, was er wieder zu sich nahm. Auch ich mußte die Geschöpfe essen, die mir am liebsten waren. Aber ich fühlte, was ich hinabzuwürgen gezwungen wurde. Ich verschluchzte mein Herz. Anfangs sagte man, auf das Kaninchenfleisch weisend: dies sei Backhuhn. Als sie jedoch mein tiefes Wissen um diese Welt durch das Gerede nicht übertäuben ließ, hieß es, ich solle nicht so kindisch sein. Kindisch? Leichtsinnig hatte ich die Kaninchen preisgegeben, verraten. In der Zeit, wo es mir beliebte, krank zu sein, wurden sie wenig gefüttert, gemordet. Da gab ich die Krankheit hin, stand auf, um die übriggebliebenen Kaninchen vor meinen Zieheltern, vor den Bacillen, vor dem Tode zu schützen. So rief mich das Leben. „Hugo, lerne!"

Wanderers Lied

Meine Freunde sind schwank wie Rohr,
auf ihren Lippen sitzt ihr Herz,
Keuschheit kennen sie nicht,
tanzen möchte ich auf ihren Häuptern.

Mädchen, das ich liebe,
Seele der Seelen du,
auserwählte, lichtgeschaffene,
nie sahst du mich an,
dein Schoß war nicht bereit,
Asche liegt auf meinem Herzen.

Ich kenne die Zähne der Hunde,
in der Wind-ins-Gesicht-gasse wohne ich,
ein Sieb-dach ist über meinem Haupte,
Schimmel freut sich an den Wänden,
gute Ritzen sind für den Regen da.

„Töte dich", spricht mein Messer zu mir;
im Kote krieche ich,
hoch über mir, in Karossen befahren
meine Feinde den Mondregenbogen.

Albert Ehrenstein

Im Lande der Erotophilen

Von Albert Ehrenstein

Im Lande der Erotophilen fehlt es den Damen nicht an Gemüt, da sie die Wonnen, die auf die Fortpflanzung gesetzt sind, an zwei Orten registrieren können. Sind aber Weibchen gleichzeitig zwei Befriedigungsmöglichkeiten geboten, verharren sie auch zumindest um die Hälfte treuer als die natürlicherweise unersättlichen, weil in demselben Zeitabschnitte bloß auf eine einzige Gefühlsquelle angewiesenen Frauen der übrigen Menschen.

Nichts ist denn auch ergötzlicher oder anmutiger, als wie sie den zwei Männchen, die an ihnen beschäftigt sind, zu gleicher Zeit Treue schwören und auch halten. Schon aus Ordnungsliebe nämlich würde es keine von ihnen über das Herz bringen, dem einen dort Eintritt zu gewähren, wo bereits das andere einmal sich aufhielt. Und unterscheiden sie sich durch diese unschuldige Pedanterie sehr vorteilhaft von denjenigen Tieren, bei denen die Zitzen nicht behördlich numeriert sind, noch jedem Jungen eine bestimmte angewiesen ist.

* * *

In vielen Städten dieses Landes hat die Polizei Mitleid, und man kann die Weihnachten im Bordell verbringen. In anderen Niederlassungen wieder gibt es zwar leibselige Fräuleinware, hingegen nur Einzelmasseusen, die höchstens tagsüber in den Warenhäusern massiert sind . . .

* * *

Wie Erotik überhaupt ist natürlich alle Weiblichkeit von der Politik ausgeschlossen. Und zwar, wie einige aussagen, weil die Häupter der angeblich oppositionellen Parteien der Regierung die dieser aus den Bewohnerinnen der öffentlichen Häuser und mehr sekreten Frauenklöster notwendig erwachsen müssenden Stimmen mißgönnen — tischerweise Miguel . . ., den hab ich ganz gern und andererseits die allen gemeinsamen Mädchen, nicht so selbstlos wie die Eisenbahnen, sich heftig dagegen sträuben, für die Gewährung des Wahlrechtes durch den Staatsbeamten zuzubilligende Ermäßigungen sich dankbar zu erweisen.

Trotzdem ist die Männerherrschaft nur eine scheinbare. Die Hochzeit wird während der ersten Begattung geschlossen. Aber ein Mann ist ja nie geneigter und schmiedsamer zu einer ihm so unmöglichen Sache wie es eine dauernde Verbindung ist, als bei jener freudenerregenden Amtshandlung. Den Jungfrauen wird es daher klüglich von der Sitte vorgeschrieben, im Augenblicke der Uebermannung halb belustigt, halb wehmütig-entrüstet: „Na, sowas!" zu rufen, gleichgültig ob das „Sowas" durchaus erfreulicher Natur ist oder nicht. Auch noch in den ersten Jahren der Ehe jauchzen diese Weiber während des Aktes gleich den Hereromädchen: „Ai di eluzi, da titta, titta!" Später jammern sie wie die östlichen Jüdinnen: „Oi weh, wie wird mir!" Bis schließlich die unerträgliche Ehe von ihnen geschieden wird mit den zeremoniellen Worten: „So a angschissener Beutel!"

Arbeitsteilung

Von Albert Ehrenstein (1905)

Ah! Man gratuliere mir. Es hat mir nämlich einer eine Geschichte erzählt, erspar ich, eine zu flunkern. Mein würdiger Freund Doktor Michael Scheibenstoß, zwischen manchen Gläsern Rebensaftes, mundwerkte folgendes: „Es war einmal ein Mädchen, und der dazugehörige junge Mann war ich . . . bei einem feschen Mädel bin ich immer dabei. Also, Vorname: Zizi, sechzehn Faust hoch, Taillenweite: dreißig Zentimeter, Handschuhnummer fünf, Füßchenlänge zwanzig Zentimeter, mikrokephal . . . Ihre Seele brauche ich also nicht weiter auseinanderzunehmen, dir genügt, daß sie folgender Sorte angehört: im Boudoir Engelhornband aufgeschlagen, beim ersten Kuß die eingelernte Entrüstung nebst Ohrfeige, beim zweiten „Nicht doch!", bei dritten „Hast du mich wirklich lieb?", beim vierten „Bin ich schön?", beim fünften — schon in meiner Wohnung und unter echt weiblicher Hingabe nicht nur in das Schicksal, sondern auch in das Unvermeidliche: „Das ist gut!"

So hätt ich's machen können, aber ich habe einmal eine Neigung für das Extravagante, kompliziere mir meine Fälle immer selber, finde, ein anständiger Mensch darf einem Mädchen nie in seiner Junggesellenwohnung oder gar in solchem Hotel, einzig und allein in ihrem eignen Mädchenbett darf er ihr beiwachen . . . Ergo küßte ich nicht, sondern anknüpfend an den Engelhornband — es war einer mit verschämtem Augenaufschlag — knüpfte ich ein literarisches Gespräch an, das heißt, ich fragte sie natürlich, ob sie schon das Dekamerone Messer Giovanni Boccaccios gelesen habe. Merke dir: einem Mädel gegenüber sagt man immer „Messer Giovanni Boccaccio". Wenn du bloß „Boccaccio" sagst, hast du verloren, sie wird sich nicht einmal die Mühe tun, rot zu werden, hierauf „mein Herr" sagen und dich die Tür von draußen bewundern lassen; sagst du noch Giovanni Boccaccio, wird sie zweifelsohne vom Radium zu reden anfangen, wenn du aber „Messer Giovanni Boccaccio" sagst, wird sie sich höchstens zu erröten getrauen. „Messer" . . . das klingt wissenschaftlich. . . . Richtig errötete sie auch, was ich ihr selbstverständlich scharf verwies. Das Recht, zu erröten, hätten höchstens verheiratete Frauen, bei einem jungen Mädchen sei das ein Zeichen von Blutarmut und mangelhafter Unschuld. Pumpte ihr also den Bokkaz — selbstredend in der Inselausgabe — anschließend daran die Gespräche der frumben Aloysia Sigaea, hierauf — du wirst die Feinheit der Aufeinanderfolge zu würdigen wissen — die Geschichte der jungen Renate Fuchs. Den Schluß machte ich mit den Welträtseln, nach deren Verdauung ich so nebenbei zu ihr bemerkte — mit einer mich den Weibern immer so empfehlenden und naherückenden Unlogik —: „Es gibt keinen Gott, wir Menschen dürfen also alles tun." So, jetzt war sie reif zur Liebe und ich ließ sie auch schleunigst darin maturieren . . . Ging nämlich zu ihren Eltern eines Nachmittags hinauf — lach' nicht so dumm, du rätst viel zu plump — und bat die alten Leute, meine Lohengrinloge zu übernehmen, ich hätte am Abend eine große und dringende Operation . . . . Der Zizi aber versicherte ich, sie hätte eine kleine Angina los . . . Oh, nichts von Bedeutung, aber wenn sie morgen zum Ball gehen wolle, möge sie sich schleunigst ins Bett begeben . . . die Alten akzeptierten dankend, ich empfahl mich, und gewissenhafter Arzt, der ich leider bin, begab ich mich am Abend zu dem Mädel, um es noch einmal genauer und eingehender zu untersuchen . . . Die Eltern wollte ich nicht gleich erschrecken, aber es konnte ja Diphtherie sein . . . Na, es gab die herkömmlichen Präliminarien . . . Von „Ich schrei" angefangen über „Nicht doch" . . . die ganze Tonleiter ward gewissenhaft abgeschnurrt . . . den Ausschlag gab schließlich, daß ich ja Doktor bin . . . . Meine große und dringende Operation gelang — so darf ich mir schmeicheln — aufs Vollste. Schließlich bin ich ja Spezialist darin — ich arbeitete übrigens wie gewöhnlich ohne jegliche Assistenz — und bei der Gründlichkeit, Sachkenntnis und Pflichttreue, durch die sich ja meine Operationen auszeichnen, war ein Mißlingen von vornherein ausgeschlossen. Sogar meine kleine Patientin — der Fall ist selten in einer rein ärztlichen Karriere — verhehlte mir ihre Zufriedenheit nicht, fand huldvollste Worte der Anerkennung für mich: „Mi, du bist ein großes Schwein" quietschte sie. „Hat mir noch jede gesagt," dachte ich mir und antwortete ihr wie den meisten: „Es ist so gut, mit dir Schwein zu sein." Das Pfeifen aber von Lohengrinmotiven verbot sie mir aufs strengste . . . ja selbst viel später noch, als ich sie einmal in meiner Wohnung — nur beim erstenmal kaprizier ich mich auf das Mädchenbett — aus Versehn . . . mein Gott, ein Arzt hat soviel Patientinnen und Operaionen . . . „Elsa" titulierte und auf eine doch wirklich höchst deplazierte Frage nach dem Hochzeitstermin, beim Autor bleibend, mit: „Nie sollst du mich befragen", auskneifen wollte, da bekam sie irgend einen Weinkrampf. Erst als ich zärtlicher und deutlicher wurde und sie unter einigem Streicheln an meine Auslegung Häckels erinnerte . . . es gibt keinen Gott und also darf ich alles tun . . . und ihr zu verstehn gab, ich sei ein sehr moderner Mensch und huldige überaus dem Prinzip der Arbeitsteilung, liebe zwar mit Vorliebe an Angina leidende Jungfrauen, das Heiraten aber und Kinder kriegen überließe ich gern andern . . . man müsse humanerweise auch den übrigen Menschen ein so schönes Weibchen ein wenig zu gute kommen lassen . . . ich wollte ja recht gern, aber, mein Gott, die Prinzipien! und dann . . . überhaupt . . . ich sei nun einmal das Heiraten nicht gewöhnt, da erst ging ihr nach längerer Ohnmacht eine Seifenfabrik auf, deren Besitzer sie auch, auf meinen bald darauf erfolgenden reinärztlichen Rat hin, pünktlich ehelichte . . . Ich weiß nicht warum, aber ihren ersten und letzten Buben . . . er heißt merkwürdiger- und roman-

tischerweise Miguel . . ., den hab ich ganz gern und von der Seifensiederei versteh ich fast schon mehr als ihr Mann, aber die Zizi hat sich leider den Häckel und die moderne Lehre von der Arbeitseinteilung zu eigen gemacht, ja zu Herzen genommen und sie auf ihre, also eine jedenfalls total falsche und unlogische Weise ausgelegt . . . sie läßt sich schamloser- und humanerweise auch der übrigen Menschheit zugute kommen . . . und denk dir nur, ein Konkurrent von mir, ein ganz gewöhnlicher Kerl, ein gewisser Hans Zillinger, bildet ihr Supplement, d. h. er teilt sich in die Arbeit mit ihrem Mann: er hat Tagschicht, und der Mann hat Nachtschicht und ich hab das Nachsehn und Seifensieden . . . Um einen gediegnen Ehebruch bin ich gekommen, genieße bloß hie und da das leider, ach allzu wörtlich zu nehmende Gnadenbrot eines vorzeitig eremitierten Hausfreunds . . . und um die Kundschaft bin ich auch gekommen! O, alles kommt einem heim . . . ja, ja: Verlorne Liebe, verlornes Leben!" Der starke Mann schluchzte. „Dieser herbe Rebensaft ist unter der Wiener Kritik und jedem weitern Hunde," mundwerkte noch mein würdiger Freund Doktor Michael Scheibenstoß erklärend, dann erhob sich der brutale, stiernackige Lackel und berühmte Operateur und ging still und in sich gekehrt und schwankend heim . . .

Mir aber ließ er eine klagende Sehnsucht zurück, auch etwas zu erleben, o, nicht so grobe und brutale Dinge . . . nein, ich bin mit wenigem zufrieden . . . O, ich will ja nicht viel: gehn möchte ich bloß ein wenig neben dem Mädchen, das ich gern hab, und vielleicht mit ihr kleine Worte reden, ihren Augenaufschlag sehn, atmen den zarten Duft ihrer Wangen, bewundern das leise, weiche und innige Ineinanderversinken ihrer lieben Lippen . . . Warum muß ich denn immer betrübte Hände haben, daneben sitzen und neidisch zuschaun, wie andre den goldnen Schaum des goldnen Lebens köstlich schlürfen, schlückern, genießen, ach, was? genießen? achtlos hinunterstürzen!

Aber ich weiß es zu wohl, Doktor Michael Scheibenstoß, der berühmte Operateur, und ein ganz gewöhnlicher Mensch, ein gewisser Hans Zillinger, und die Seifensieder der Welt arbeitsteilen sich in alle Mädchen . . . und ich gehöre zu den Zwetschgen, die in keinen Knödel kamen . . . ich darf bloß Geschichten erzählen . . . und bekomme so gar nichts, denn ich bin ein Dichter, linkisch, schüchtern und scheinbar hochfahrend . . . ein Dichter bin ich und ein Geschichtenerzähler . . . der goldne Glast des goldnen Weins, der schöne Strom des schönen Lebens schäumt und fließt an mir vorbei und ich darf davon bloß erzählen . . . Vielleicht schön . . . darf kein Mitschwimmer sein und tänzelnder Ueberschreiter des Niagara . . . bloß Sportberichterstatter und tintenklecksender Beschreiber der donnernden Katarakte . . . Arbeitsteilung! . . .

Im Gegenteil: man gratuliere mir nicht! . . . .

Versuch einer Antwort

Von Albert Ehrenstein

Große Unbilden haben die Ziegelschupferinnen und Mörtelweiber zu erdulden, denn nicht befördert sie der Polier zu einer auskömmlichen Stelle, ehe sie ihm den Genuß ihres Leibes verstattet haben. Sehr ergrimmt sind auch die Maschinisten: Die Adligen nämlich vermögen die Exhibitionen ihrer Tapferkeit unter den Augen des Königs zu vollstrecken. Ein Edler watet durch einen tiefen und kalten Sumpf, erfaßt den Ansehnlichsten der Feinde mit den Zähnen und trägt ihn so vor den Herrscher. Die Gefahren der Heizer jedoch sieht der Fürst nicht und kann sie also auch nicht belohnen. Anderen vermag er nicht einmal zu helfen. Sehet: sogar die Diebe beweinen vergeblich ihr Schicksal, indem sie auf die Aerzte, Rechtsgelehrten und Minister mit den Fingern zeigen. Den Dieben kann man leicht antworten und ihnen ihre Selbstsucht beweisen. Das Benehmen eines Armen, der zu Reichtümern gelangte, ist nicht das Richtige. Bei ihm und seinen Kindern ist noch das Ueberraschende des Geschickes wahrnehmbar, erst in der dritten Generation bewegt er sich einwandfrei. So ist denn auch nie einer durch eigene Anstrengung, Arzt, Rechtsgelehrter oder Minister geworden, die Vorzüge trefflicher Eltern und Ahnen wirken in ihm, und er kann sich an die Krippe setzen. Nicht also die Diebe. Sie lassen nicht ihre Kinder und Enkel lernen, egoistisch wollen sie bereits in der ersten Generation stehlen und daran gehen sie zugrunde.

Die Sklaven aber gehen nicht zugrunde und um ihre Beschwerden wissen sie nicht, man gibt sie ihnen. Sie selbst nämlich schreien nicht, sie stöhnen nur und beklagen sich durch ihr übles und kaum menschenwürdiges Aussehen. An ihrer Stelle verrichten vielmehr die roten Priester das Gemurre. Diese wollen sich selbst durch eine hier und da veranstaltete Verlesung der Sehnsuchtsziele der Geknechteten aus der Schande der Arbeit in die Seligkeit des Nichtstuns retten. Den Redensarten solcher Drohnen läßt sich folgendes entgegnen: „Nicht ohne Opfer und Kampf rangen sich unter den Völkern der Erde die Menschen zur Obmacht über die andern Tiere und Pflanzen. Unter den Menschen wieder kam keiner, ohne zu bezahlen, zu der ihm also teuren Macht. Um zu goldhaltigen Erzen zu gelangen, mußten Mohammed und Wallenstein die ältliche Witwe Kadidja heiraten, der erste österreichische Schwarzenberg, der noch bedeutend talentierter war, eine zweiundachtzigjährige Dame. Wisset: auch die Vorvordern der Poliere und Könige mußten lange Zeit unten Frondienste leisten, damit ihre Nachkommen heiterer Ruhe teilhaftig würden. Auf daß ihre Kindeskinder die Krumen unter den Tischen der Kaiser sammeln, in ihren Händen vereinigen könnten, Aelterväter der Grafen in belagerten Städten Vorhungerer waren . . .

Hn?

Von Albert Ehrenstein

Ein Rätsel hat mich überfallen, und ich weiß nicht, ob es mir schon gelang, es zu lösen. Die Welt starrt ja von Rätseln, doch meines dürfte das reizendste, dem rationalistischen Laster unzugänglichste sein. Ich will vollkommen human vorgehen, niemanden lange martern und lieber gleich sagen, was mich vexiert. Es handelt sich um folgendes. Gleichgültig, ob sie ein Augentrost sind oder extremen Alters: Viele Damen haben die Gewohnheit, ihre Rede mindestens einmal in der Minute durch ein vernehmliches „Hn" zu unterbrechen. Dieser Laut wird nicht gesprochen, er wird hervorgestoßen, aus tiefstem Innern herausgeholt. Wenn man mich fragt, was für eine Klangfarbe diese sonderbare Interjektion besitzt, so ist zu erwidern: keine konstante. Aroma und Gefühlswert des Hauches schwanken, es is bis jetzt noch keine bestimmte Aussprache von „Hn" vorgeschrieben . . . .

Wenn ich mit einer hübschen Dame bekannt gemacht werde, die empfehlen sollende Bemerkung fällt: „Sie hat deine Logarithmen gelesen, mein Lieber!" und ich höflich antworte: „Ich gratuliere Ihnen, Fräulein, Sie sind sehr schön!", wird sie je nach ihrer Stimmung auf eine bange, schmerzliche, verlangende oder befriedigte Weise „Hn" seufzen . . . .

Man frage ein kleines Dienstmädchen, ob die gnädige Frau zuhause ist. Es gehorscht der Epidemie, antwortet langgezogen, in Intervallen, die das Aergste befürchten lassen: „Die gnädige Frau . . . hn . . . ist zu . . . hn . . . sprechen." Nun könnte man zu dem Glauben neigen, gleiche Aeußerungen der Atemlosigkeit könnten in gleichen Leiden ihre Ursachen haben, in einem nasalen, bronchialen, hoffentlich aber in einem rein cordialen Asthma. Gefehlt. Die undifferenzierte Gesundheit aller „Hn" schmachtenden Wesen ist überwältigend. Und ein Psychologe bewies mir sehr scharfsinnig, meine Vermutung sei die klägliche Folge einer ganz kommunen Lautbildassociation: ich hätte bei „Hn" an HN_3 — Stickstoffwasserstoffsäure gedacht. Unterbewußt natürlich. Er begann seine Hypothese zu deuten, supponierte meiner frauenfeindlichen Asthmatheorie freundschaftlichst den Wunsch des Erstickens, den Damen erstickte Wünsche, irgend einen verhaltenen psychophysischen Hunger. Ich erwiderte in meiner Unschuld, mein Beobachtungsmaterial bestehe zum Teil auch aus mehrfach verheirateten Witwen und des pythagoreischen Lehrsatzes beflissenen Schulmädchen. Er glitt über meine Beschränktheit lächelnd hinweg und erklärte schließlich apodiktisch, in dem „Hn" stecke hauptsächlich hoffnungsvolle Furcht vor einem Ueberfall. Ich war verblüfft über diesen hübschen Zynismus.

Denn immerhin: andere, die ich konsultierte, machten sich die Sache doch wesentlich leichter. Diese Unkomplizierten vermuteten billigerweise in „Hn" eine Abkürzung für eine Telefonzentrale und verbreiteten sich über die oft Besessenheit hervorrufende Kraft täglich gebrauchter, an sich sinnloser Abbreviaturen . . . . Und ich erhielt bald darauf mehrere unfrankierte Briefe, in denen ich auf eine wichtige Tatsache aufmerksam gemacht wurde. Die Stadtbahndampfer nämlich, die den stürmischen Halensee kreuzen, kann man nur mit Fahrkarten besteigen, welche den ominösen Vermerk „Hn" tragen. . . . .

Ein schwanker Reiter, der den Tiergarten bevölkerte und den ich meiner Affäre wegen anhielt, erblickte unter dem ärgerlichen Wiehern seiner ertappten Stute das geheime Zeichen einer feministischen Verschwörung in dem rätselhaften Diphthong. Der Kerl riet mir, stets mit „Hn" zu antworten und das Weitere abzuwarten.

„Hn" dürfte schon etwas feministisches sein, am ehesten eine mir vorläufig allerdings recht schleierhafte Form der Anknüpfung. Da ich aber, dem schlechten Rate folgend, lediglich mit einem unbefriedigten „Hn" das Echo spielte, kam es leider zu keinerlei „Weiterungen". . . . Höchstens zu Frozzeleien. Eine namhafte Altphilologin, die ich direkt fragte, diese Pythia erkühnte sich, mir gegenüber zu behaupten: „Hn" . . . „dies ist ein Ausatmen, noch nicht das Einatmen der Charybdis". Diese Interpretation war mir zu delphisch-symbolistisch. Ich beschwor die Gelehrte, mir genauere Daten über die Atemprozesse der Charybdis zu geben. Aber diese Humanistin war eine entmenschte Schäkerin, sie sagte schlicht: „Trösten sie sich. Traun! Auch die Sphinx dürfte Hn geseufzt haben!"

Unter solchen Umständen blieb mir nur noch Eines übrig: In meiner Not griff ich zu dem heute sehr selten angewendeten Tierorakel. Mein grauer Kater, der kleine Marduk Sminthurnix ist das für derartige Versuche prädestinierteste Geschöpf. Er stammt von den heiligen Katzen der Isis ab. Wenn man den Erzlügner glauben darf, standen einige

seiner Vorfahren als Kampfkater auf den Streitwagen der Priesterkönige von Cheta. Andere Ahnkater hätten sogar beinahe im Froschmäusekrieg interveniert.. . . .

Ich interviewte Marduk mit einer unerhörten Fixigkeit: ich las ihm einige meiner Manuskripte vor. Er schnurrte. Aber er hätte auch geschnurrt, wenn ich ihm nichts vorgelesen hätte. Trotzdem akzeptierte ich den Fingerzeig, der in dem Omen lag: Schnurren ist eine Selbstbejahung. Vielleicht ist „Hn" auch eine Selbstbejahung. . . .

Ueber die Zusammenhänge zerbrach ich mir nicht weiter den Kopf. Ich habe, durch Erfahrungen weise geworden, die Gewohnheit angenommen, im Traume alles zu finden, was mich im Wachen vexiert. Ich träumte den zu Unrecht vergessenen Ausspruch des Imams Abu Hanifê: „Das Pfauenfleisch ist relativ geschmackhafter als das der Dromedare."

Des Rätsel Lösung! Der Name Hanifê ist eine Gleichung, die einerseits die fraglichen Consonanten H.n — andererseits das Wort Fee enthält. „Hn" scheint also wirklich eine Selbstbejahung zu sein, ein Schnurren unserer Kätzchen. Ich wäre wohl früher den Damen hinter die Schliche gekommen, wenn ich gleich von Anfang an die heute nötige Vorliebe für Abkürzungen, Siglen berücksichtigt hätte. So wahr C. d. W. die Abbreviatur für das literarische Kaufhaus des Ostens ist, bedeutet „Hn" eine bündige Formel für „Hübsch, nicht?!"

Wer hübsch ist, kann nicht die Frage sein (wenn man bedenkt, daß es Frauen sind, die diese Vermutung aussprechen).

Oder sollte ich mich doch irren? Ich harre der Aufklärung. Hn?

Perpeh

Von Albert Ehrenstein

Aestheten, Schutz suchend, Zuflucht und einen heiligen Ruheort, wie Hektor keuchend, fliehend vor einem immer stärkeren Leben, sehnen inbrünstig das perpetuum stabile herbei.

Paul Scheerbart will das perpetuum mobile.

Vergebens haranguieren die Astheten ihren ewigen Juden, den Journalisten, vergebens läßt dieser wieder seinen ewigen Juden repetieren, „Alles schon dagewesen" schnarren.

Aber Heraklit, nach Homer und Pythagoras unter den Griechen Impresario des harmonischen Kosmos, träumte gerade noch vom Nichts-als-Strom der Dinge, von den Männdern der Ewigkeit.

Er sah, daß Alles gut war: παντα ῥει — Alles ist Rhytmus!

Die Aestheten kauern natürlich erst vor ihrem ἑν και παν — Es ist Alleseins!

Sie ahnen dumpf die kurzen Wirbeltänze ihres Staubes.

Denn selbst ihr apotropischer Hokuspokus wendet sich gegen sie. Auch der rasendste Namens-, Kostüm- und Wäschewechsel vermag sie nicht vor ihrem Schicksal, dem in sie gesperrten Nichts zu bewahren: kein aus allen Himmeln gefallener Dämon „sitzt" in ihnen.

Wie Danaïden rastlos, eitel waschen sie sich unaufhörlich mit Dschelâl-eddin-Rumi-Seife, um mystische Verse zu bekommen. Ausgeschlossen!

Ob sie nun instinktverlassen das Land der Griechen mit ihrer Seele suchen, oder als Gralsritter von der traurigen Gestalt einherirren: das ist wahrhaft Alleseins, Wiederkunft des gleichen Nichts, da ja nur die Kostüme verschieden sind.

Namen nennen? Tote töten ist Leichenschändung. Auch haben sie nie die Kraft gehabt, sich Eigennamen zu erwerben, deutlich getrennt kommen sie nicht vor. Einzelexistenzen lassen sich bei diesen Kollektivseelchen nicht einmal unter dem Mikroskop nachweisen. Allesamt aber wissen sie nicht, wo sie stehen geblieben sind, diese Herde hält noch immer ihr Dasein für eine nie wiederkehrende Okkasion in Kulturexhibitionen.

In Wirklichkeit erfährt es eine gewisse Berechtigung erst durch posthume Ereignisse.

Die Erde: eine überaus sparsame Hausfrau, die keinen ihrer Küchenreste ungenutzt läßt, das will ihnen absolut nicht in ihr Gehirnsurrogat.

Doch nach Lukians unwiderlegbarer Behauptung war Homer während des trojanischen Krieges Dromedar in Baktrien — jedem Hamlet unfaßbar wie der Gedanke, der Extrakt „Alexander" könnte im weiteren Verlaufe der Ereignisse in die Lage gekommen sein, sich als Spund nützlich zu machen.

Was für Bedürfnisse dann erst die Aestheten befriedigen werden — dazu reicht keine Phantasie aus.

Nicht genug an jenen „Grausamkeiten" der Natur, die etwa ein Brillantinefläschchen, in welches der Friseur einen Arbeiter für zwei Kreuzer die Finger eintunken läßt, später zum Volksdramatiker degradiert, die nicht sentimentale Strafe und Himmelsbuße, im Gegenteil: nur eine von keiner Permutation zurückschreckende Stoffwanderung kennt — nicht genug an dem, nun brechen auch noch menschliche Energiequellen in das stumpfe Vegetieren der Traumsüchtigen. Ein Aufschrei: ihres Daseins heiliger Zylinder ist demoliert.

Ein tiefer Wille treibt das Genie, zu allen Werken der Natur sein „Das kann ich auch" zu sagen, drängt es, Stäbe in Schlangen zu wandeln.

Rings von Perpetuis umgeben, wartet es keinerdings so lange, bis seine Instrumente infolge von Assimilation auch zu „Perpehs" geworden sind, seine Ungeduld zwingt es, Perpetua künstlich zu schaffen.

Die Natur kann nur ewiges zeugen, weil sie selbst ein perpetuum ist, der Mensch will es ihr gleich tun, endlich, endlich! ihr ein ewiges Besitztum entgegenstellen. Daß ein reicher, stets beweglicher Geist darauf verfallen muß, das perpetuum mobile zu geben, ist nur logisch; daß der schließliche Erfinder ewiger Werte nur der Dichterkaste angehören kann, ist mehr als logisch: man vermag es nachzufühlen.

Kommen muß den Schreibwerkzeugen der Tag des Abscheus vor so vergänglicher Dejekten, wie es poetische Erzeugnisse immer sind. Bewußt sprechen die orientalischen Märchen von Königen der Zeit! Von den kläglichen Dichtern der Zeit, die Kronos nicht einmal zu verschlingen geruht, höchstens mit dem Zahnstocher entfernt, uns zu erlösen, dieses Kaugummi für Kronos aus der Welt zu schaffen, ist wohl nicht die Hauptabsicht Scheerbarts gewesen.

Der ewig Agile macht immerhin eine Maschine namhaft, die vorläufig zwar sich ehrenvolleren Aufgaben zuwenden, nach einigem Zureden aber auch dahin zu bringen sein dürfte, perpetuierlich zu dichten.

Nicht bloß zu dichten! Wir, gegen die seit Aeonen, dünkt mich, der Umstand mißbraucht wird, daß alles, d. h. die Druckerschwärze, fließt — wir werden vielleicht auch dies noch erleben: die Zeitungen werden sich selbst schreiben. Und selbst lesen!

Es handelt sich nicht um Schlaraffenträume. Unendliche Kräfte, zuvor an mechanische Arbeit gekettet, würden frei. Ist das perpetuum mobile wirlich das Anheurisma, an dem die Menschheit leidet?

Die Löwenwürger, die Herkulesse unserer Zeit: die großen Bazillentöter, auch sie roboten geduldig unter der Regierung des Königs Euristheus, sie sind zu sehr Menschen und Aerzte, mit einem Wort: sie denken zu beschränkt an sich und ihre Tat. Statt für die Bekanntgabe ihrer Zaubermittel politisch Honorare zu verlangen, die geeignet wären, sie zunächst und vielleicht, vielleicht! auch andere (Danubien etwa von seinem gebenedeiten Vormund Grafen Elemer Eichentreu-Saprdek) zu erlösen.

Scheerbart, Ehrenbürger der vereinigten Mondstaaten, ist kurioserweise so praktisch, ein Ding schaffen zu wollen, das an sich revoltierend wirken müßte. Hat der große Verlag „Erde" ihn uns dazu eingesendet? Ihr hättet von diesem Großmeister des literarischen Ulks gewiß eher ein Spinnweb, einen psychologisch-kosmischen Spaß erwartet; eine Seelenkunde der Gestirne etwa, einen anatomischen Atlas der Sternseelen. Aber Paul Scheerbart ist ein perpetuierliches Perpeh, er überrumpelt euch mit einer so profan-irdischen Lappalie, wie es ein perpetuum mobile ist.

Paul Scheerbart: Das perpetuum mobile. Ernst Rowohlt, Leipzig.

Die rote Flamme

Von Hermann Wagner

Fortsetzung

Als Herr Theobald am nächsten Morgen erwachte, drang durch die kleinen Fensterchen, die die Schlafkammer erhellten, schon das grelle Licht eines verschneiten und sonnigen Wintertages.

Es war ein halb acht Uhr.

Was sich noch nie ereignet hatte, war heute geschehen: Herr Theobald hatte den Morgen verschlafen. Herr Joachim war schon längst aus dem Bette. Ohne ihn zu wecken, war er fortgegangen.

Herr Theobald fühlte es: lautlos, verdrossen, verärgert, gar nicht, wie es sonst seine Art war.

Herr Theobald fuhr rasch in die Kleider, wusch sich und trat in die Stube.

Fräulein Hermine schlief noch.

Sie war bis zum Kinn hinauf zugedeckt, ihr Gesicht war der Wand zugekehrt.

Auf den Stühlen ringsumher lagen zerstreut ihre Sachen: ihr Mieder, ihr halbseidener Unterrock, ihre Strümpfe und ihre Bluse.

Ihr Rock war quer über den Tisch gelegt.

Herr Theobald nahm den Schlüssel und ging lautlos in den Keller nach Kohlen.

In wenigen Minuten prasselte im Ofen ein lustiges Feuer.

Er brachte sodann aus der Kammer das Waschgestell herein, füllte die Schüssel mit frischem Wasser und legte daneben Handtuch und Seife.

Das Kaffeewasser auf dem Ofen fing schon an, zu kochen. Die Stürze auf dem Topfe zitterte und surrte leise.

Als Herr Theobald sich eben anschickte, den Kaffee zu mahlen, tat Fräulein Hermine einen langen Seufzer, dehnte sich, drehte sich herum und schlug das erste Mal die Augen auf.

Sie fand sich erst nicht zurecht. Dann erkannte sie Herrn Theobald.

Fortsetzung folgt in nächster Nummer

Verantwortlich für die Schriftleitung:
Herwarth Walden / Berlin W 9

Ständige Ausstellungen der Zeitschrift Der Sturm

Berlin W / Königin Augustastraße 51
gegenüber der von der Heydtstraße
Fahrgelegenheit: Lützowplatz

Elfte Ausstellung

G. Münter

Geöffnet täglich von 10—6 Uhr / Sonntags von 10—2 Uhr
Eintritt 1 Mark / Jahreskarte 6 Mark

Zwölfte Ausstellung

R. Delaunay

Verlag der Sturm

Berlin W 9 Potsdamer Straße 134a
Fernruf Amt Lützow **4443**

Zeitschrift der Sturm

Dauerbezug

Gewöhnliche Ausgabe: Für Deutschland und Oesterreich-Ungarn: Ein Jahr 6 Mark / Ein Halbjahr 3 Mark / Ein Vierteljahr 1 Mark 50 / Einzelnummer 20 Pfennig / Doppelnummer 40 Pfennig × Für das Ausland bei direkter Zustellung durch die Post: Ein Jahr 9 francs / Ein Halbjahr 4 francs 50 centimes / Ein Vierteljahr 3 francs / Einzelnummer 25 centimes / Doppelnummer 50 centimes. Probenummer umsonst

Sonderausgabe: Ungebrochene Exemplare auf holzfreiem Papier, Versendung in Rollen direkt durch die Post für Deutschland und Oesterreich-Ungarn: Ein Jahr 12 Mark / Ein Halbjahr 6 Mark × Für das Ausland: Ein Jahr 18 francs / Ein Halbjahr 9 francs / Von dieser Ausgabe werden Vierteljahrsbezüge, Einzelnummern und Probenummern nicht abgegeben

Der Sturm: Erster Jahrgang, Nummer 1—56: 25 Mark / Zweiter Jahrgang, Nummer 57—104: 6 Mark

Die Zeitschrift Der Sturm ist durch alle Buch- und Kunsthandlungen, durch die Post, sowie direkt durch den Verlag Der Sturm, Berlin W 9, zu beziehen / Zum Einzelverkauf liegt Der Sturm in allen Bahnhofshandlungen, Kiosken und Straßenständen auf

Falls direkte Zustellung durch den Verlag Der Sturm unter Streifband oder in Rolle gewünscht wird, bitten wir den Betrag für den Dauerbezug bei der Bestellung oder bei Beginn des neuen Vierteljahres bis zum zehnten des ersten Monats einzusenden / Andernfalls nehmen wir an, daß Einziehung des Betrages durch Nachnahme unter Berechnung des Nachnahmeportos gewünscht wird

Sonderdrucke

Max Pechstein: Die Erlegung des Festbratens / Originalholzschnitt / Auf Nummer 94 der Zeitschrift Der Sturm sind einhundert Exemplare vom Künstler mit der Hand aquarelliert, signiert und numeriert / Das Exemplar 5 Mark

Franz Marc: Versöhnung / Originalholzschnitt / 15 Exemplare vom Künstler auf Japanpapier handgedruckt, signiert und numeriert / Das Exemplar 40 Mark / Tierlegende / Pferde / Tiger / Pferde (Hochformat) / Originalholzschnitte / je 10 Exemplare vom Künstler auf Japanpapier handgedruckt, signiert und numeriert / Das Exemplar 40 Mark

G. Münter: Neujahrswunsch / Fünf signierte und numerierte Exemplare / Das Exemplar 20 Mark

Richter-Berlin: Landschaft mit holländischer Mühle / Landschaft mit Bockmühle / Landschaft mit Bahnwärterhäuschen / Landschaft mit Kindern / je fünfzehn signierte und numerierte Exemplare auf Japanpapier / Das Exemplar 25 Mark

Arthur Segal: Vom Strande I / Vom Strande III / je fünfzehn signierte und numerierte Exemplare / Das Exemplar 20 Mark

H. Campendonk: Originalholzschnitte [Nummer 131, 134/135, 140/141] zwölf signierte und numerierte Exemplare / Das Exemplar 25 Mark

Oskar Kokoschka: Plakat für die Zeitschrift Der Sturm / Originallithographie / Das Exemplar 3 Mark

Oskar Kokoschka: Nijinsky / Porträt Lichtdruck, großes Format / 10 Mark

Musik

Herwarth Walden: Dafnislieder / Zu Gedichten von Arno Holz / Für Gesang und Klavier / **3 Mark**

Künstlerpostkarten

Futuristen: 1 / Umberto Boccioni: Das Lachen / Luigi Russolo: Erinnerung einer Nacht / Zug in voller Fahrt / Gino Severini: Die Modistin / Ruhelose Tänzerin / Pan-Pan Tanz × Lichtdrucke: Das Exemplar 20 Pfennig

2 / Umberto Boccioni: Das Lachen / Abschied / Luigi Russolo: Erinnerung einer Nacht / Zug in voller Fahrt / Gino Severini: Pan-Pan Tanz / Ruhelose Tänzerin × Clichédrucke: Das Exemplar 20 Pfennig

---

Zeitschriften

Die Aufnahme erfolgt kostenlos nach freiem Ermessen der Redaktion dieser Zeitschrift

L'Effort Libre / früher L'Effort / Monatsschrift / Herausgeber: Jean Richard Bloch / Poitiers [Vienne]

L'Indépendance / Halbmonatsschrift / Künste / Kultur / Philosophie / Politik / Jahresbezug 15 Francs / Paris 31 rue Jacob

Les Marges / Monatsschrift / Paris 5 rue Chaptal

La Nouvelle Revue Française / Monatsschrift / Paris VIe 35/37 Rue Madame / Nummer 1 Francs 50 centimes

Les Cahiers du Centre / Moulins [Allier]

Umelecky Mesicnik / Monatsschrift für Neue Kunst. Tschechische, fremde und alte Kunst: Literatur, Kunsthistorie, Malerei, Plastik, Architektur, Kunstgewerbe, Theater, Musik. Erscheint monatlich (8 Bildbeilagen, 20 Seiten reich illustrierter Text, Musikbeilage). Jährlich M. 12.60 / Prag I / Bellevue / Franzenquai 20

Anzeigen

Es werden nur Anzeigen tatsächlichen Inhalts fortlaufend gesetzt aufgenommen. Hervorhebungen von Worten ist nur durch Sperrdruck, von Namen nur durch halbfette Schrift, gestattet. Die dreigespaltene Zeile 60 Pfennig. Annahme von Anzeigen durch den Verlag der Sturm Berlin W 9

Die Zurückweisung von Anzeigen behält sich der Verlag Der Sturm ohne Angabe der Gründe vor

---

Druck von Carl Hause / Berlin SO 26